Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 18

Artikel: Der jähe Tod des Pianoforte
Autor: Verneuil, Greta de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670542

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nicht, wie es mit ihm steht. Aus der Kombination zwischen der Richtung der Blumenköpfe und der Farbe der Blumen kann der potentielle Begleiter schon erhebliche Einzelheiten über den Abend herauslesen, den er mit der Schönen verbringen könnte: von romantisch-leidenschaftlicher Anbetung über eine gemeinsame Lektüre der «Selecciones del Reader's Digest» bis zum Messerduell mit einem unbekannten Rivalen.

Wer sich in der Noche de la Ronda auf die Aeste hinauslassen will, muss über einen entwickelten Farbensinn verfügen. Auch gewisse botanische Kenntnisse sind für beide Seiten unerlässlich, da der Bursche dem Mädchen, mit dem er anbändeln will, eine Blume zuwerfen muss. In der Art der gewählten Blume drückt er seine mehr oder minder verbindlichen Absichten aus. Der Tulipàn verspricht nicht mehr als einen Spaziergang, die Gardenia schon einen späteren Besuch im Kino oder Tanzsaal, und der Träger einer Tuberose ist ganz einfach auf der Suche nach einer Frau, die er heiraten möchte.

Während der Bursche, den Tulipàn in der heissen Hand, mit scheinbar unbeteiligter Würde seine Kreise zieht, sucht er unter den auf hohen Absätzen sich in den Hüften wiegenden Mädchen, die zu zweien und dreien miteinander plaudern und heimliche Blicke nach aussen blitzen lassen, seine idealste Partnerin aus. Glaubt er im stummen Gespräch mit den Augen schon eine gewisse Zuneigung gefunden zu haben, dann wirft er der Schönen seine Blume zu. Tritt sie mit dem Fuss darauf, hat er eine Abfuhr erlitten; riecht sie bei der nächsten Runde mit Augenaufschlag an der Blüte, ist dies ebenfalls eine Absage, wenn auch in höflicherer und vorläufigerer Form; hält sie den Stiel zwischen den Zähnen, gibt sie ihr Interesse kund, macht aber den Partner auf die für ihn nicht ungefährliche Existenz eines anderen Liebhabers aufmerksam; spielt sie jedoch, die Augen niedergeschlagen, mit der Blume, dann kann er sie bei der übernächsten Runde aus dem Mädchenkreis holen und den Spaziergang gemeinsam mit ihr fortsetzen.

Das verliebte Dasein des Mexikaners bis zur Verlobung und bis zur Heirat ist in diesen noch im alten Brauchtum lebenden Ortschaften durch zahlreiche strenge Spielregeln eingeengt. Die Anstandsdame, die das Liebespaar zu Hause, auf der Strasse, in der Cantina und im Ballsaal unermüdlich «beschattet», ist im besten Fall eine verheiratete und verständnisvolle Frau, und im schlimmsten Fall eine alte, unverheiratete Tante. Nicht selten werden zu Hause auch Kinder mit diesem wichtigen Amte betraut.

Die so unter dem Zwang der Konvention aufgestauten Leidenschaften des mexikanischen Mannes, seine unausgesprochenen, überschäumenden Liebeserklärungen, finden in zwei Ausdrucksformen ein «Ventil», im Piropo und in der Serenata. Das Piropo ist ein poetisches, der Schönen im Vorbeigehen zugeworfenes Kompliment: «Ich wollte, ich wäre der Baum, aus dem das Bett gemacht wurde, das diesen zarten Gliedern zur Ruhestätte dient.» Die Hast unserer Zeit hat sich aber auch in diese traditionelle Form des Flirts eingeschlichen, und Piropos wie «Alle diese Kurven und ich ohne Bremsen» sind nicht selten.

In der Serenata kann sich der Liebhaber im wahren Sinne des Wortes Luft machen, und hier sind sein Mädchen und dessen Familie die Leidtragenden, denn sie müssen so tun, als ob der aufdringliche Sänger nicht existierte, während sich alle Nachbarn aus den Fenstern neigen, um den «Künstler» entweder ins Pfefferland zu wünschen oder ihn zu Dreingaben aufzumuntern. Der Liebhaber ist meistens nicht allein, sondern macht mit vier oder fünf Freunden, alle mit der Gitarre bewaffnet, die Runde von Mädchen zu Mädchen.

Greta de Verneuil

DER JÄHE TOD DES PIANOFORTE

Mein Vetter Francisco, von seinen Freunden Panchito genannt, lebte in Marcapata, in den peruanischen Anden, damals, als es noch äusserst schwierig war, das Städtchen von der Hauptstadt Lima — das heisst von der Küste — aus zu erreichen. Da wo heute eine Strasse den Höhenunterschied von 4500 m überwindet (denn so hoch muss man steigen, um über eisige Hochsteppen zum Tal von Marcapata zu gelangen), gab es damals nur einen Saumpfand für Maultiere, der an

schreckhaft tiefen Abgründen vorbeiführte und dann ins Städtchen, das dort unten liegt.

Muss man sich wundern, dass der Transport des Pianofortes mühsam war, obwohl dieses in viele Stücke zerlegt worden war? Wie seine Saiten jammerten auf dem steilen Weg, wie dies die Indios erschreckte! Dass die würdige Dame aus Lima ihr Pianoforte — einen schwarzen, glänzenden Flügel bester Marke — Panchito vermacht hatte, kam daher, dass dieser auf einem Besuch in der Hauptstadt, als er noch ein hübsches, rundliches Bübchen war, mit zwei fetten, niedlichen Fingerchen seiner Tante das erhebende Lied «Alabado sea el Señor en su altar» vorgespielt hatte. Sie war so gerührt über des Knäbleins Frömmigkeit und Musikalität, dass sie auf der Stelle beschloss, Panchito später in ihrem Willen zu bedenken.

Zwanzig Jahre waren verflossen und hier stand nun der Flügel als Prachtstück im Salon von Doña Carmela, Panchitos Mutter. Panchito war zu einem hübschen jungen Mann herangewachsen, noch immer rundlich, doch eher fröhlich als fromm zu nennen. Er war stets zu Spässen aufgelegt, weniger indessen zum Arbeiten, ein junger, liebenswürdiger, unbeschwerter Kreole. Zwar half er seiner Mutter bei der Verwaltung der grossen Berg-Hacienda — des Gutes — das schon seit mehr als hundert Jahren im Besitze der Familie war, doch wachte er erst gegen Abend so richtig auf, wann es galt, ein Fest zu feiern. Viele Feste, wie es Tage im Jahr gibt.

Marcapata liegt in einem Andental, das eng und verschlossen ist wie ein Beichtstuhl. An seinen Hängen wachsen Kakteen und Agaven, neben Eukalyptuswäldchen, und hoch über der schwarzen schwarzen Cordillera ragen die herrlichen Schneegipfel der weissen Cordillera und bringen Glanz in das strenge Städtchen. Am Morgen ist das Licht metallen und kalt, doch am Nachmittag liegt ein tiefer blauer Schein über dem Tal, und nirgends gibt es schimmerndere Abendwolken. Dann senkt sich plötzlich die Nacht auf das Städtchen, nach einem heftigen, zauberischen und sehr kurzen Zwielicht, und es ist dunkel über dem Tal, obwohl die Andennächte reich an Sternen sind. Und so ist es bei den Festen Panchitos, obwohl sie kerzenbeschienen sind: sie werden nicht durch die Gegenwart junger Mädchen erhellt. Ein Vater in Marcapata findet nämlich, ein junges Mädchen gehöre am Abend in sein steinernes Haus, hinter ein festes Tor. Immerhin, wenigstens auf die hohen Balkone durften sich die jungen Mädchen am Abend wagen, und das taten sie auch. So kam es, dass zu Panchitos Festfreuden nicht nur der glashelle Traubenlikör, der Pisco, und das gelbe Maisbier in den bauchigen Gefässen gehörten und die scharfgewürzten Fleischgerichte und Leckereien der Sierra, sondern auch die Serenaden, die den jungen Mädchen gebracht wurden. Manch eine kleine Nachtmusik geisterte durch die stillen Gassen und erfreute der jungen Mädchen Herz.

Doch nun war das Pianoforte da und die ersten Abende verbrachten Panchito und seine Freunde voll Begeisterung in Doña Carmelas Salon. Die jungen Mädchen lauschten vergeblich auf ihren Balkonen, ob der Nachtwind nicht Gitarren- oder Flötenklang hertrüge, doch das Städtchen blieb still, nur der Ton der goldenen Glocke (sie enthielt wirklich Gold und hiess, wie ihre Stifterin Maria Angola) war zu hören, mit vollem Schlag der Stunden, mit nächtlichem tiefem Klang.

So herrlich das Pianoforte auch war, so konnte es doch die jungen Mädchen (auf den hohen Balkonen) nicht ersetzen. Als einer von Panchitos Freunden sich darüber lamentierte, dass die Schönen die prächtige Musik, die dieser auf dem Flügel erzeugte, nicht hören konnten, hatte Panchito einen Einfall, wie ihn noch nie jemand im ganzen weiten Reich gehabt hatte, in dem einst die Inkafürsten regierten. «Wenn die jungen Mädchen nicht zum Pianoforte kommen können, muss dieses eben zu ihnen gehen, das ist klar.» Begeistert stimmten seine Freunde zu und (muss gesagt werden, dass Doña Carmela sich schon einem sanften Schlummer hingab?) nahmen ihrer acht das Piano hoch und trugen es, unter der Führung Panchitos, der den Klavierstuhl trug, nicht ohne Stöhnen, doch unentwegt, vor das Haus der jungen Pilar, für die Panchito ganz besonders schwärmte. So leise wie möglich stellten sie es unter ihrem Balkon auf, und dann war ein Tönen über dem nächtlichen Platz, ein Rauschen, das berauschend war. Was hörten Pilar und ihre Schwestern nicht alles, von Panchitos runder Hand aus den Tasten gezaubert: schmeichlerische, sanfte kreolische Walzer, samtene Tangos, rhythmische Huaynitos (den Indos liebe Tänze), die bewegten Marineras der Mulatten an der Küste und dann, vor allem, die heimischen Liebeslieder. «Mein weisses Lama, meine Goldwolke, mein Herz», so sangen Panchito und seine Freunde, und Pilar und ihre Schwestern lauschten klopfenden Herzens, über und über mit Freude begossen.

Natürlich lechzten nun auch die anderen jungen Mädchen von Marcapata nach Serenaden mit Klavierbegleitung, und Panchito und seine Freunde liessen sich nicht lange bitten — bald war des Pianofortes Klang in allen Ecken und Winkeln Marcapatos zu hören und meiner Treu, es verlor dadurch gar nichts an Reiz für die jungen Mädchen im Tal. Die Freunde Panchos waren zu geübten Trägern geworden, aber es konnte vorkommen, dass sie es überdrüssig wurden, den Flügel wieder nach Panchitos Haus zurückzubringen und dass sie ihn einfach in einer Gasse, auf einem Platz stehen liessen. Der Bergmond spiegelte sich in seinem schwarzen Lack und früh am Morgen, wenn die Indios von den Bergen kamen, standen diese in respektvoller Distanz vor dem merkwürdigen grossen Ding und schauten es mit dem steinernen Blick ihrer schwarzen Augen immerfort an. Es konnte vorkommen, dass eine Lamaherde zierlichen Schrittes vorbeieilte, Halt machte und es beschnupperte, oder dass ein Indianerknäblein mit schüchternem Finger die tönenden Tasten berührte. Manchmal fiel auch ein kurzer Regenguss auf den Flügel oder sogar — solche Väter gibt es in Marcapata — ein Schwall Wasser, aber das konnte ihm nichts anhaben, die Morgensonne trocknete es, und dann kamen Dona Carmelas Diener und holten es.

Eines Tages hatte Panchito einen seiner Einfälle. Wie wäre es, wenn man Isabel, dem schönsten Mädchen des Tales, eine Serenade bringen würde, natürlich mit Pianobegleitung? Isabel wohnte allerdings auf ihres Vaters Hacienda, weit draussen vor der Stadt, doch zwei Mannschaften von acht Trägern würden den Transport schon bewältigen können. Die Freunde stimmten bei — wirklich, Isabel durfte nicht ohne eine Piano-Serenade bleiben, zu schön war sie für solch ein trauriges Los. So brachen sie denn am späten Nachmittag des anderen Tages auf, und unter Ach und Krach und Hoo und Hopp gelangten sie zur Hacienda. Auf dem hohen Balkon des Turmes stand Isabel mit ihren Locken voller Nacht, ihrer goldenen Haut (so fein wie Asche), ihren grossen, etwas hochmütigen und etwas traurigen Augen und ihrem nelkenroten kleinen Mund. Sie horchte, voll Seligkeit, auf die Serenade, die begann, als die Sonne schon hinter den Schneebergen untergehen wollte. «Weisse Taube, Goldschnäbelchen, Silberflügel . . .» «Lasst uns hinaufgehn zur Cordillera, wo die Liebe rein und frei ist wie der Schnee der Gipfel . . .», «So wie der Fluss zur Quelle zurückkehrt, kehrt mein Herz zurück zu meiner Liebe . .. »

Als die Dunkelheit näher kam, dachten Panchito und seine Freunde an den langen Heimweg. Die Serenade nahm ein Ende, noch nie hatte das Pianoforte so schön geklungen. So nahmen sie denn den Flügel auf den Rücken und machten sich auf den Weg. Kaum war das Gut hinter dem Hügel verschwunden, mussten sie es niedersetzen — es war so eigenartig schwül geworden. Ein seltsames gelbes Licht lag über der schwarzen Cordillera und ihren getürmten Felsen, kein Windhauch war über dem Tal. Alles war still, nur der Fluss rauschte wild. Was war das — plötzlich hörte man ein Gestampf von Hufen — grosse Herden von Kühen rasten in wilder Hast vorbei, gefolgt von wie fliegenden Lamas, eilig rennenden Ziegen. Und dann kam ein Aufruhr über das Land, ein tiefes, unterirdisches Rollen war zu vernehmen, und es erhob sich ein Wind — ein hoher Wind über den menschlichen Sphären. Tautropfen schauerten wie Diamanten von den langen Blättern der Eukalyptusbäume, die Sterne, die plötzlich aus dem Himmel getreten waren, schienen wie irr durcheinander zu wirbeln und dann kam ein Stoss, gewaltig — es war als ob sich die Felsen düster umarmen wollten über dem Fluss, der aus dem Ufer trat. Ein Erdbeben — «un terremoto»! Schon lange waren Panchito und seine Freunde Hals über Kopf davon gerannt, so schnell wie sie ihre Beine trugen. Das Pianoforte stand am Wegrand, steil und vornehm, einsam in seiner Pracht und dann geschah es: die Erde öffnete sich da, wo es stand, grässlich öffnete sie sich und es fuhr in die klaffende Tiefe und sie verschluckte es. Das Pianoforte, Vermächtnis einer frommen Frau, Doña Carmelas Stolz und Freudespender der jungen Mädchen und Burschen von Marcapata war nicht mehr . . .

Einige Wochen nach dem jähen Tod des Pianoforte stattete mir Pancito einen Besuch ab. «Cousinchen», sagte er, «wie reizend du heute aussiehst! Sag', möchtest du mir nicht für diesen Abend dein Piano leihen?» Ich sagte: «Nein».

Niemand wird mich darob tadeln.

Was wir an andern bewundern, sollten wir an uns üben

ROBERT SCHALLER